



# **Grenzen erfahren. Erkundungen in Pannonien**

Verlag SchumacherGebler

Dresden 2021

In Wirklichkeit lag die Vergangenheit auf der Lauer, du ahntest nicht, aus welchem Stoff sie gemacht war.

*László Végel*

Hatte er wirklich nichts von der Existenz dieser neuen Grenze gewusst? Von der Errichtung dieser Demarkationslinie, die plötzlich seine Heimat, die Pannonische Tiefebene, durchschnitt und deren flaches, staubiges, fruchtbares, sonnenversengtes Land schon seit vielen Generationen von Horizont zu Horizont, von Újvidék bis hinauf an den Südrand Budapests, reichte? 9

✱

Von fremden Stimmen getrieben, war er eben noch aus dem Krankenhaus geflüchtet. Die Ärzte dort hatten ja keine Ahnung! Sie behaupteten, er hätte seine Frau erschossen. Dabei hatte er sie nur schlafengelegt! Nun wollten sie hier an ihm herumdoktern. Lieber nichts wie los – nach Budapest zu seinem Lehrmeister, dem Professor Moravcsik! Dort würde es ihm bald besser gehen. Noch schnell seinen Stoff verstaut, dann zum Bahnhof! Dort jaulte es ihm entgegen, dass kein Zug ginge. Schnell, nur schnell, dann eben zu Fuß, in zwei Stunden bin ich in Kelebia, irrlichterte es ihm. Dort fährt der Zug bestimmt.

Schwankende Bäume und blitzender Himmel. Schweiß und Atemlosigkeit. Dann brüllte die Herde ihn röhrend an, sie schlug auf ihn ein, kreischte, hier ginge es nicht weiter, hier sei Schluss! Seit Neuestem.

Serbische Grenzpolizei? Das gab es hier noch nie. Das sind Wegelagerer, die ihm an seine Wäsche wollen. Schnell, schnell, die Tinktur zum Schlucken. Dann schwarze Stille.

✱

War es Suizid oder ein Versehen? Am 11. September 1919 gegen 18 Uhr starb der Morphinist und kühne Schriftsteller Géza Csáth an einer selbst verabreichten Überdosis Pantopon, als er, zu Fuß auf dem Weg vom nahen Szabadka, heute Subotica, nach Budapest, an der erst wenige Wochen zuvor errichteten Demarkationslinie zwischen dem amputierten Ungarn und dem neu gegründeten Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen von serbischen Grenzern festgehalten wurde. Noch heute weiß man nicht, ob der Schriftsteller überhaupt von der Einführung dieser Demarkationslinie und deren Bewachung wusste – immerhin hatte er in den Wochen zuvor ständig unter Drogen gestanden, war in der Psychiatrie des Krankenhauses in Baja behandelt worden, bevor er ins Krankenhaus von Szabadka eingewiesen wurde.

Hat also der Tod Csáths neben der persönlichen und literaturgeschichtlichen Bedeutung noch eine symbolische? Zu Tode kommen, weil man von einer ganz neu eingerichteten Grenze nichts wusste oder sie nicht ernst genommen hat?

✱

Géza Csáth, Cousin des gelegentlich als »ungarischer Thomas Mann« bezeichneten Schriftstellers Dezső Kosztolányi, darf als der wichtigste Schriftsteller der ungarischen Moderne vom Anfang des zwanzigsten

Jahrhunderts gelten, obwohl das meiste seiner Erzählungen, Novellen und sonstigen Schriften erst posthum veröffentlicht wurde. Csáth beschreibt Vorgänge von körperlichen und seelischen Grausamkeiten sowie Tötungen sachlich, im Ablauf detailgetreu und ohne emotionale Wertungen, wie man sie herkömmlicherweise bei solchen Beschreibungen erwarten würde. Die Lektüre von Novellen wie *Schwarze Stille*, *Muttermord* und *Die kleine Emma* lassen manchem das Blut in den Adern stocken. Dessen ungeachtet widerspiegeln schon allein die ins Deutsche übertragenen Werke des aus Szabadka stammenden Schriftstellers das Leben der einfachen Leute in der Pannonischen Tiefebene am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts schlaglichtartig präzise, beobachtend und lakonisch. Der formal als Abfolge von Tagebucheinträgen geschriebene Text *In der Bacska* ist dafür ein treffendes Beispiel.

✱

Der ungarische Intellektuelle László F. Földényi nannte Csáth einen »Geheimtipp«. Csáths Werk repräsentiere »einen Gegenpol zum Mainstream der ungarischen Literatur zu Beginn des letzten Jahrhunderts«.

Dass Csáth auch als Musikkritiker tätig war und er als einer der ersten sehr frühzeitig die Bedeutung von Béla Bartók und Zoltán Kodály – beide ebenfalls aus der Pannonischen Tiefebene stammend – herausgestellt hat, soll nicht vergessen sein.

✱

Spätnachmittag. Wir fahren im Süden von Kecskemét von der Autobahn ab und nehmen die Landstraße nach

Jakabszallás. Ein mattgoldenes Licht liegt auf unseren Gesichtern. Rechts die verrosteten Gleise der in die Jahre gekommenen Eisenbahnlinie, bald erscheint links der Abzweig zur Bugac-Pusztá, in den wir einbiegen. Die kleine Straße führt durch Pappel- und Robienhaine. Wo sie in eine Sandpiste übergeht, befinden sich die Csarda und die kleinen, Tanya genannten und über einhundert Jahre alten Gehöfte, die vor einiger Zeit extra für angereiste Übernachtungsgäste umgebaut wurden. Die Csarda selbst allerdings ist 1993 für Touristen komplett neu errichtet worden – natürlich im ungarisch folklorisierenden Stil.

✱

Der Kellner in nachempfunderer Folklore-Kleidung und der Koch haben nur unseretwegen Dienst, wir hatten vorbestellt, andere Gäste gibt es nicht. Während wir in den platanenüberdeckten Gastgarten eintreten, schaltet der Kellner den CD-Player ein. Schmachttende Frauenstimmen, melancholische Geigenteppeiche und kehliges Hop-Hop erklingen. Es entsteht der Eindruck einer »tümelnden« Inszenierung von etwas, was es nicht gibt und so vielleicht nie gab.

Aber das ist ja nicht authentisch, mag es manchem durch den Kopf gehen. Doch was eigentlich ist »echt«? Dass drei Ungarn, die sonst zur selben Abendzeit in Jogginghosen und Nüsse kauend in ihren sandumgebenen Häuschen vor ihren Fernsehgeräten saßen, nun pseudo-uniformiert vier Auswärtige bedienen, gehört »ganz echt« zu ihrer Realität wie auch zu unserer. Denn wovon und wie würden sie sonst leben? Genau das ist authentisch. Authentische Gegenwart.

Später, beim Wein auf der sandunterwanderten Wiese, wölbt sich weit der Himmel. Am Horizont erkennen wir eine Herde Graurinder. Bis ins ferne Nichts Gras und Sand.

✱

Sie sehen zart und geheimnisvoll aus, manchmal auch märchenhaft und wie schwebende Schleier im Pusztá-Wind. Mit seinen Zeichnungen und seinen Skizzen für Hüllen von György Szabados-Schallplatten wurde der in Magyarkanizsa (serbisch: Kanjiža) am Südrand der Pannonischen Tiefebene lebende Grafiker Zoltán Bicskei auch dem Jazz- und Kunstpublikum außerhalb Ungarns und der Vojvodina bekannt. Die Entstehung dieser musikbezogenen grafischen Preziosen ging einher mit Bicskeis ganz praktischem Engagement für zeitgenössischen Jazz: Ab 1979 arbeitete er ein Jahrzehnt für die Jazztage Novi Sad, 1995 übernahm er als Künstlerischer Leiter das gerade aus der Taufe gehobene Internationale Jazz-Festival Kanjiža.

Für den ersten Jahrgang lud Bicskei den Freejazz-Pianisten György Szabados ein, dessen CD *Homoki Zene* (Sandmusik) wenige Jahre zuvor für Furore gesorgt hatte.

✱

Bicskei schickte diese CD an György Ligeti, um damit den berühmten Komponisten für einen Besuch des Festivals zu gewinnen. Ligetis Antwort an Bicskei: »Bitte teilen Sie Herrn György Szabados und den Mitgliedern des Ungarischen Königlichen Hoforchesters mit, dass ich von der *Homoki Zene* sehr berührt war; ich halte sie als Freejazz gleichwertig mit Ornette Coleman und Cecil Taylor. Außerdem: Ich habe so einen

authentischen ungarischen Tonfall, durch Jazz vermittelt, noch nie gehört. Dies beweist, dass der Jazz als sprachlicher Rahmen über sein ursprüngliches afro-amerikanisches Gebiet hinausgewachsen ist und es möglich ist, in jeglichem Dialekt ›Jazz zu sprechen‹. Einzelne Stücke haben mich sehr berührt, auch als authentische ungarische Musikstücke. Durch eine starke Poesie beleben sie für mich den Geist der Großen Ungarischen Tiefebene, die Landschaft, wo Sie selber leben, und die auch für mich lieb und bekannt ist. Teilen Sie also Herrn György Szabados und dem Ungarischen Königlichen Hoforchester mit, dass ich mich zu ihrer Musik völlig hingezogen fühle, weil sie poetisch, elegant, kompakt und authentisch ist.«

✧

György Szabados persönlich schreibt auf der CD-Hülle: »Als diese Aufnahmen entstanden, besuchten uns die Götter, und wir empfangen sie folgsam, in einer verzückten Ruhe. Sie setzten sich in der Landschaft unseres Herzens ab wie geliebte Vögel. Unsere Landschaft ist die Puszta, der ausgetrocknete Meeresgrund, die sich dem Himmel erschließende Sandwüste. Und der geheimnisvolle Vogelschwarm der Götter erscheint in dem heiligen Morgenrot auf den Feldern an der Pappelallee. Die Vögel warten, sich die Federn putzend, darauf, dass die Sonne ihre Bahn läuft und die grünen Ecken der Stille vergoldet. Dann fliegen sie schmetternd davon. Die Sandmusik ist dem Geist der Puszta gewidmet.«

✧

Ich sitze in der Gaststätte Venyige (Weinrebe) in Soltvadkert unweit der Bugac-Puszta und erwarte den Kellner mit der Karte. Trinken werde ich, klar, den hiesigen Sandwein aus dem Ort, beim Essen muss ich noch wählen. Der Philosoph, Philologe, Bibliothekar, Theoretiker der Avantgarde-Malerei, Landarbeiter, Lagerarbeiter, Hilfsarbeiter auf einer Großbaustelle und – wesentlich – Sozialismusverweigerer Béla Hamvas schrieb bereits 1945 in seiner *Philosophie des Weins* über den Wein dieser Gegend: »Ausgelassener und schriller ist der Soltvadkérter. Ein einstimmiger Wein, ein Kneipenwein, der die kalten Speisen mag, Dauerwürste und Zwiebeln. Ich will ihn nicht herabsetzen, wenn ich ihn einen Kneipenwein nenne. Im Gegenteil. Die Kneipe gehört zu den wichtigsten Einrichtungen unserer Zivilisation, sie ist viel wichtiger als zum Beispiel das Parlament. An einem Ort werden Wunden geschlagen, am anderen Ort werden sie geheilt.« In das Venyige kommen fast nie Touristen, es ist eine Heilanstalt, in der sich Dorfbewohner und Kleinstädter zu ihren Familienfeiern treffen, in der Geburts- und Namenstage, Hochzeiten oder Betriebspartys mit Gänseleber, gefülltem Schweinefilet, Wildbraten oder Siebenbürgischer Grillplatte verschönt werden – stets auch mit Soltvadkérter Wein.

✧

Kiskunhalas. Am Spitzenmuseum vorbei fahren wir in Richtung Markt. Kurz vor dem Hauptplatz ein Neubau, an dessen Stelle einstmals ein kleines, altes Haus stand. Ja, hier war der Buch- und Schallplattenladen, aus dem im Sommer 1966 unermüdlich Melodien

schallten. Eine von ihnen zog mich in ihrer Fremd-  
artigkeit immer wieder an. Gesungen wurde sie von  
einer Stimme, die mich elektrisierte. »Das ist Apolló-  
nia Kovács«, erklärte mir abends zum Essen meine  
Zweitmutter Magdolna in triumphierendem Ton. Seit-  
her begleitet mich die Musik der Kovács für mehrere  
Jahrzehnte. Besonders eindrücklich das Volkslied (den  
Titel erfuhr ich erst später) *Hej deládé deládé*. Als ich  
dann im Jungerwachsenalter in Budapest durch die  
Restaurants zog, verteilten wir, gläserweise Rotwein  
schlürfend, an die Live-Zigeunerkapellen Zensuren  
für die beste Interpretation dieses Songs, den einst die  
Kovács berühmt gemacht hatte. Heute lassen CDs die  
Musik meiner jungen Jahre weiterleben.



Apollónia Kovács, die grandiose Sängerin ungarischer  
Volksmusik und Zigeunerlieder, starb 86-jährig und  
fast vergessen am 17. November 2012 in einem Pflege-  
heim im Budapester Vorort Budakalász. Begraben ist  
sie – immerhin – auf dem Nationalfriedhof an der Bu-  
dapester Fiume-Straße neben vielen anderen ungarischen  
Nationalgrößen. Im Rundfunk wird die Kovács  
nur noch selten gespielt. Und den Laden gibt es schon  
lange nicht mehr; er musste einem Neubau mit Woh-  
nungen und einem Drogeriemarkt weichen.



Zweihundert Meter weiter, auf dem Platz des 1. Mai,  
gruppieren sich lediglich ein paar einzelne kommer-  
zielle Stände, denn es ist kein echter Markttag. (An  
dem kämen Gärtner, Bauern, Imker, Kleinerzeuger

aus der gesamten Region.) Mit zwei Flaschen Wein  
ausgerüstet, verlassen wir das kaum belegte Marktge-  
lände, schließlich biegen wir in die Fernverkehrsstra-  
ße Richtung Serbien ein. Die wurde in den Siebziger-  
jahren wegen des ansteigenden internationalen Fern-  
laster-Aufkommens verbreitert und begradigt, wobei  
dafür auch einige Parzellen an den Einmündungen  
zum Opfer fielen – so ein Teil des Grundstückes der  
Adligen Vilma Hegyessy, die wir »Tante Vilma« nann-  
ten, einst Kammerzofe am Wiener Hof und noch in so-  
zialistischen Zeiten Deutschlehrerin für junge Ungarn.  
Als mein Vater Ende der Sechzigerjahre erstmals in  
Vilmas »Boudoir«, hier eher ein dunkler Vorraum,  
trat, setzte sich die alte Dame ans scheppernde Klavier  
und trug ihm zu Ehren Tekla Bądarzewskas *Gebet einer  
Jungfrau* vor.



Tante Vilma hatte deutschsprachige Bücher in ihrem  
Schrank, meist in Frakturschrift gedruckt. Während  
sie Laci unterrichtete, lag ich auf dem Sofa im Boudoir  
und schmökerte. Ein ungarischer Edelmann verliebt  
sich in eine dunkelschöne Zigeunerin, sprang für sie  
über lodernes Feuer – und verlor schließlich alles:  
Ansehen und Hab und Gut. Während wir Knaben das  
Schildkrötenbassin säuberten, erzählte Vilma von al-  
ten, besseren und größeren Zeiten. Solche Erzählun-  
gen begannen immer mit »Die Rumänen, die Schufte!«



Zigeunerromantik gab es zu jener Zeit nicht selten.  
Was für ältere Erwachsene der »Zigeunerbaron«, wa-  
ren für mich damaligem Knaben die Geschichten vol-